

Adriana Altaras

# „Fragen Sie, so viel Sie können“

Die Rede der jüdischen Schauspielerin zum Gedenk-Pogromnacht gestern in der Paulskirche in gekürzter

deren 364 Tagen? Ist alles erledigt mit diesem einen 9. November?

Ich bin mir sicher, Ihre Trauer ist echt und ernsthaft. Aber in dem Moment, wo Trauer zur Gewohnheit, zum starren, verordneten Ritual wird, verliert sie ihren Sinn und ihre Wirkung nach innen wie nach außen. Man hat es sich im Deutschland der vorbildlichen Trauerarbeit, im jährlichen Gedenken ein wenig gemütlich gemacht. (...)

Vielleicht ist freiwilliges Trauern überhaupt ein Paradoxon. Wer will schon freiwillig an Millionen Tote denken? An die vielen Vernichtungslager, Demütigungen, Krieg? Und trotzdem, ich bin davon überzeugt, dass Gedenken möglich ist ohne Druck, ohne vorgeschriebenen Termin. Wissen Sie: Ich habe tonnenweise Gedenkliteratur gelesen. Die Unfähigkeit zu trauern, der Mahnmaldiskurs, vom Unterschied staatlicher und privater Trauerarbeit. Von staatstragenden Reden zu Kranzniederlegungen. Immer wieder hinterließ es bei mir einen schalen Geschmack. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass gerade vor lauter guten Vorsätzen das Gegenteil passierte. Müdigkeit, Überdross machten sich breit, nicht nur bei der Jugend. Müssen wir uns nicht fragen: Wie kann ein Gedenken, ein Mitfühlen in unserer Gesellschaft heute aussehen?

Verordnet und unfreiwillig als volkspädagogische Pflichtveranstaltung geht es jedenfalls sicher nicht, davon bin ich fest überzeugt. Ich gebe zu, ich habe leicht reden: Meine Trauer ist immer da. Sie ist weder an Ort noch Zeit gebunden. Die Erinnerungen kommen und gehen, wann und wie sie wollen, sie steigen in mir hoch, unangemeldet und vom Willen unbeeinflussbar. Es vergeht kein Tag bei mir ohne solch einen Moment der Erinnerung, und sei er noch so kurz. Und das, obwohl ich doch nur die zweite Generation bin und nichts davon am eigenen Leib erlebt habe. Ich denke an viele Verwandte, an deren Kinder, an das viele Unglück – und bin für einige Zeit fortgerissen aus dem regen Treiben des Alltags. Dabei war ich gar nicht dabei, noch nicht einmal geboren.

Inzwischen aber ist die einschlägige Forschung so weit, dass sie belegt, dass wir Kinder und Kindeskin der die Traumata unserer Eltern mit uns herumtragen. Wenn ich das tue, wir Juden das tun, dann ist es ein leichtes, sich auszurechnen, dass die anderen es auch tun: die Kinder und Kindes-

kin der sogenannten Täter, der Mitläufer, oder einfach nur Kinder und Kindeskin der Eltern und Großeltern, die diesen nicht enden wollenden Krieg, dieses weltweite Desaster miterlebt haben. (...)

So treffen wir aufeinander. Neurosen, Vorwürfe, Ängste, auf beiden Seiten. Ein Heer an Therapeuten müsste rund um die Uhr arbeiten. Aber wir sind nicht die Opfer und die Täter, wir sind die Kinder und Kindeskin der, und das ist ein gravierender Unterschied. Wie kommen wir da raus – würden Sie nun gerne wissen? Ich habe keine Patentlösung, muss ich Ihnen leider mitteilen. Ich weiß nur, es wird besser, und es wird möglich. Und nicht nur, weil die Zeit vergeht, denn die Zeit heilt keine Wunden – das weiß ich aus Erfahrung. Es wird besser, weil meine Generation und die unserer Kinder sich neu begegnen. (...)

Die Trauer selbst wird immer bleiben, sinnlos sie zu leugnen. Trauer sucht sich ihren Weg, wie ein Fluss in einem zugeschütteten Flussbett. Sie wegzuschieben, ist unmöglich. Man muss sich ihr Gesicht anschauen, immer wieder, immer wieder neu, immer wieder anders. Von Generation zu Generation aufs Neue. Tut man das nicht, wird der Einzelne krank, oder gar ein ganzes Land. Aber die Trauer verändert sich, so wie jede Zeit ihre eigene Erinnerung hat. Wie erinnern wir uns heute? Wie werden unsere Kinder gedenken? (...)

Als meine Eltern mit mir in den frühen sechziger Jahren nach Deutschland kamen, gab es etwa 8000 Juden und 600 000 Ausländer oder Menschen mit Migrationshintergrund, wie man das heute so hübsch nennt. Heute gibt es mittlerweile etwa sieben Millionen Ausländer, und ungefähr 100 000 registrierte Juden leben in der Bundesrepublik.

**W**ir fassten damals Fuß in Gießen, was wahrlich nicht der Nabel der Welt ist. Meine Eltern nahmen Abschied von ihrem bis dato geführten Leben und gaben sich Mühe, in Deutschland anzukommen. (...)

Meine Eltern hatten lange für ihre deutsche Staatsbürgerschaft gekämpft. Meine Mutter hatte über vier Jahre Anträge aller Art gestellt, in denen sie beweisen musste, dass sie eine deutsche Jüdin war, sie musste genauestens schildern, warum und wie sie verfolgt wurde. Als ich Jahre später diese Unterlagen bei ihr fand, war ich außer

FAZ Rhein-Main 10. Nov. 2011

Ich möchte mich als Erstes für die Einladung bedanken, hier sprechen zu dürfen. Es ist eine große Ehre wie eine ebenso große Verantwortung, denn der 9. 11. ist ein Tag – und ich weiß, da sage ich niemandem hier etwas Neues –, ein Tag in vielerlei Hinsicht von großer, allzu großer, häufig furchtbarer Bedeutung.

In meiner Familie – wir sind Juden – nahm die Zeit um den 9. November herum, seitdem wir in Deutschland wohnten, zunehmend groteskere Formen an. Meine Eltern wurden ab Mitte Oktober blässer und blässer, sie wurden von Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehanstalten gebeten, sich zum 9. November zu äußern. Sie taten es vorbildlich, mit großem Bewusstsein und nicht ohne einen gewissen Stolz: Es verlieh ihnen Würde – sie fühlten sich gebraucht, ja wichtig in ihrer neuen Heimat. Sie waren zwar in Deutschland, im Land der Täter, aber genau hier – glaubten sie – konnten sie etwas verändern, genau hier wollte man ihnen zuhören. Es gab ihnen, so absurd das klingen mag, sogar eine Rechtfertigung dafür, hier zu sein.

Gleichzeitig war es aufreibend für sie, diese Zeit nahm sie mit. Zu Hause überprüften sie laut oder in Gedanken ihre Worte. Im Fernsehen liefen verstärkt Berichte über alle möglichen Lager, Zeitzeugen hatten das Wort, Erinnerungen kamen hoch. (...) So war, jedes Jahr neu, Anfang November eine schrecklich aufreibende Zeit. Schlagartig mit dem 10. November hatte alles ein Ende. (...) Meine Eltern erholten sich allmählich, nur durch die Woche der Brüderlichkeit im Januar aus ihrem Trott, ihrem Alltag herausgerissen. Aber diese Woche war harmlos, im Gegensatz zu der brachialen Wucht des 9. Novembers.

Als ich älter wurde, Schauspielerin und auch als Jüdin bekannter, stand auch bei mir das Telefon im November nicht mehr still: Man brauchte Nachschub für die Talkshows, die erste Generation der Zeitzeugen starb aus, also war man auf die second generation, auf die Nachkommen angewiesen. Ich bin gerne zu Biolek, zu Christiansen gegangen. Sie fragten klug, vorsichtig, mit Gespür, die Gespräche waren in Ordnung. Aber hinterher war ich ratlos. Fragte ich mich immer und immer wieder: Was hatte ich gesagt? Für was war es gut? Hatte es irgendeinen Sinn? Hatte das, was ich gesagt hatte, irgendeine Wirkung? Würde es nun nie wieder Antisemitismus geben?

Und heute stehe ich hier, in der Paulskirche, die selbst eine Gedenkstätte ist, so viel hat sie schon erlebt! Sie allerdings steht für das Positive: den Beginn der Demokratie in Deutschland. Die Demokratie, die es möglich macht, dass ich heute hier stehe und sprechen kann.

Aber ehrlich – wenn Sie mich fragen: Ich bin kein Freund von verordneter Trauer! Punktgenau, zeitgebunden. Handlich: Trauer to go. Verstehen Sie mich recht: Trauerfuge, Erinnern, Gedenken gehören zum Menschenleben wie frohe Feste und Feiertage. Jede Gesellschaft macht sich mit den offiziellen Feiertagen ein Bild von sich. Ich frage mich nur: Sind unsere Formen der öffentlichen Trauer so noch machbar? Und was ist nach dem 9. November an den an-

mir vor Wut. Was für Menschen saßen in diesen Ämtern, denen man erklären musste, warum und wie man den gelben Stern zu tragen hatte, auch außerhalb Deutschlands? Die Demütigungen, denen meine Mutter ausgesetzt war, gingen mit vielen Monate nicht aus dem Kopf. Warum wollten sie unbedingt nach Deutschland? Amerika, Australien, Kanada – ich wäre so gerne in New York geboren worden... Sie wollten nach Deutschland, weil das die kulturelle Heimat meiner Mutter war. Sie wollten in Europa bleiben, weil sie sich trotz allem als Europäer fühlten.

Heute bin ich froh darüber. Kein Land in Europa hat sich mit seiner Geschichte so heftig auseinandergesetzt und auseinanderzusetzen müssen. Österreich, Frankreich, Spanien und auch die angeblich so neutrale Schweiz haben da noch einiges vor sich, was ihre Aufarbeitung betrifft.

Damals in den sechziger Jahren jedenfalls war fremd, sehr fremd hier. (...) Irgendwann griff aber auch bei meinen Eltern die alte Emigrantentweishheit: „Reichte dich ein, als wär's auf ewig.“ Das taten sie und gründeten eine jüdische Gemeinde. Nicht nur das, sie sorgten dafür, dass Gießen ein neues Gemeindegelände bekam, die kleine Landesyngagoge aus dem Dorf Wohra wurde umgesetzt. Alle beteiligten sich und haben nur an den Kosten – Land, Stadt, Privatpersonen. Der Verein für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der Überbürgermeister, der Dekan der medizinischen Fakultät, die kleine MTA. Alle bekamen Aufgaben, Juden wie Nichtjuden: ganz Gießen eine jüdische Gemeinde. Viele, sehr viele hatten ihnen. Sicher, einige taten es aus Schuldgefühl, aus Scham. Aus dem Wunsch, etwas widergutzumachen. Viele taten es aber freiwillig aus Freude und Begeisterung. Und der langjährige Weg, bis die Synagoge stand, war nicht nur Freude, Vergnügen. Ich kenne meine Eltern, sie waren mitribend, hatten sehr viel Energie, waren aber auch genauso anstrengend. Und sie sind mit den Schuldgefühlen ihrer Mitstreiter sicher nicht ganz fein, eher produktiv umgegangen. Schließlich brauchten sie die Finanzierung der Gemeinde. Sagen wir mal so: 50 Prozent der Synagoge Gießen besteht aus dem schlechten Gewissen der Deutschen. Ich kann damit leben. Es hätte schlimmer kommen können. Meine Eltern bekamen das Bundesverdienstkreuz und Gießen eine wunderschöne Synagoge. (...) Mit dem gemeinsamen Bau der Synagoge

ge war in Gießen etwas passiert, was kein 9. November, keine Woche der Brüderlichkeit vermag. Man war sich wieder näher gekommen, hatte zusammen etwas aufgebaut. Sich ausgehalten. Auch wenn der eine Partisan und der andere bei der Hitlerjugend gewesen war. (...) Es gab Rückfälle, Vorwürfe, Misstrauen. 100 Mal wollten meine Eltern aufgeben. 100 Mal die anderen. Sie haben es nicht getan. Sie haben jeden Tag miteinander zu tun gehabt. Im Grunde war jeder dieser Tage eine Art Gedanktag. Das Konkrete hat aus dem Gedanktag eine Begegnung gemacht. Darin könnte zum Beispiel ein Schlüssel für neues Gedenken liegen. Vielleicht. (...)

Aber der 9. November hat für mich noch eine ganz andere Bedeutung: Die Geburtstermine meiner beiden Söhne waren für den 9. November errechnet. Das hast du fein gemacht, dachte ich mir. Gut terminiert. Da bekommst du als Jüdin Kinder in Deutschland, und sie müssen unbedingt ben wollen, das nur Juden haben und sie in ben wollen macht. Werden alle Juden intelligenter? Nein, aber die dummen lassen wir gleich taufen, fällt mir nur dazu ein.

Ich kenne genauso viele Kluge wie dumme Juden wie Nichtjuden, das kann ich Ihnen versichern. Denn was kennen die Menschen wirklich von uns? Was wissen sie von uns? Wenig! Das merke ich, wenn ich auf Lesereisen bin, die vielen Fragen, die mir gestellt werden. Und in der langen Nacht der Synagogen gibt es in Berlin einen nie enden wollenden Besucheransturm.

Was genau ist koscher? Wie wird geschachtet? Tut das dem Tier nicht weh? Wie wird beschnitten? Und wann? Jahrhundertrealer Fragen. Allmählich werden die Fragen konkreter, direkter, moderner. Wie leben Sie als Jüdin heute in Berlin? Haben Sie Angst? Ressentiments? Was lernen die Kinder in der jüdischen Schule? Warum gehen sie überhaupt auf jüdische Schulen? Wer genau bewacht sie? Sie leben mit einem Nichtjuden zusammen? Geht denn das?

Ich freue mich über die Fragen. Sie zeigen Interesse, und die – verständliche – Beratungsgangst nimmt vorsichtig ein klein wenig ab. Ja: Es gibt sie: die Jüdinnen, die in Deutschland leben. Mit jüdischen oder nichtjüdischen Männern. Die modern und unorthodox sind und sich trotzdem um ihre Tradition kümmern. Die genauso historisch werden bei der Vorbereitung des Sessachtel, wie Millionen anderer Frauen am ersten Weihnachtstag. Deren Kinder dreimal die Woche im Verein Fußball spielen oder Hockey. Die – einfach hier leben. Sehen Sie mich an, ich bin eine davon. Fragen Sie! Fragen Sie, so viel Sie können. Und sie werden sehen, es geht. Sie werden Antworten bekommen. Dinge verstehen. (...)

Einerseits und Andererseits, sagt Tevje, der Milchmann in Anatevka, im Gespräch mit Gott. Und Gott versteht ihn. Einerseits und Andererseits. Damit möchte ich reichert, vielleicht auch verwirrt zu haben mit meiner ganz persönlichen Sicht zum Gedenken.

Ich danke Ihnen, dass Sie mit zugehört haben, und ich freue mich, dass ich den 9. November dieses Jahres hier mit Ihnen verbringen durfte – denn nach alledem ist es kein einfacher Tag. Für niemanden.

den Tag miteinander zu tun gehabt. Im Grunde war jeder dieser Tage eine Art Gedanktag. Das Konkrete hat aus dem Gedanktag eine Begegnung gemacht. Darin könnte zum Beispiel ein Schlüssel für neues Gedenken liegen. Vielleicht. (...)

Aber der 9. November hat für mich noch eine ganz andere Bedeutung: Die Geburtstermine meiner beiden Söhne waren für den 9. November errechnet. Das hast du fein gemacht, dachte ich mir. Gut terminiert. Da bekommst du als Jüdin Kinder in Deutschland, und sie müssen unbedingt ben wollen, das nur Juden haben und sie in ben wollen macht. Werden alle Juden intelligenter? Nein, aber die dummen lassen wir gleich taufen, fällt mir nur dazu ein.

Ich kenne genauso viele Kluge wie dumme Juden wie Nichtjuden, das kann ich Ihnen versichern. Denn was kennen die Menschen wirklich von uns? Was wissen sie von uns? Wenig! Das merke ich, wenn ich auf Lesereisen bin, die vielen Fragen, die mir gestellt werden. Und in der langen Nacht der Synagogen gibt es in Berlin einen nie enden wollenden Besucheransturm.

Was genau ist koscher? Wie wird geschachtet? Tut das dem Tier nicht weh? Wie wird beschnitten? Und wann? Jahrhundertrealer Fragen. Allmählich werden die Fragen konkreter, direkter, moderner. Wie leben Sie als Jüdin heute in Berlin? Haben Sie Angst? Ressentiments? Was lernen die Kinder in der jüdischen Schule? Warum gehen sie überhaupt auf jüdische Schulen? Wer genau bewacht sie? Sie leben mit einem Nichtjuden zusammen? Geht denn das?

Ich freue mich über die Fragen. Sie zeigen Interesse, und die – verständliche – Beratungsgangst nimmt vorsichtig ein klein wenig ab. Ja: Es gibt sie: die Jüdinnen, die in Deutschland leben. Mit jüdischen oder nichtjüdischen Männern. Die modern und unorthodox sind und sich trotzdem um ihre Tradition kümmern. Die genauso historisch werden bei der Vorbereitung des Sessachtel, wie Millionen anderer Frauen am ersten Weihnachtstag. Deren Kinder dreimal die Woche im Verein Fußball spielen oder Hockey. Die – einfach hier leben. Sehen Sie mich an, ich bin eine davon. Fragen Sie! Fragen Sie, so viel Sie können. Und sie werden sehen, es geht. Sie werden Antworten bekommen. Dinge verstehen. (...)

Einerseits und Andererseits, sagt Tevje, der Milchmann in Anatevka, im Gespräch mit Gott. Und Gott versteht ihn. Einerseits und Andererseits. Damit möchte ich reichert, vielleicht auch verwirrt zu haben mit meiner ganz persönlichen Sicht zum Gedenken.

Ich danke Ihnen, dass Sie mit zugehört haben, und ich freue mich, dass ich den 9. November dieses Jahres hier mit Ihnen verbringen durfte – denn nach alledem ist es kein einfacher Tag. Für niemanden.

Vorrednern vor mir: Unsere Toten sind erst tot, wenn wir sie vergessen. (...) Was hatten Sie davon, wenn es bei uns wie in Israel zum Jom Ha Shoah, dem Holocaust-Tag, eine Schweigeminute gäbe. Einen Moment der Stille, die Busse, die Autos halten an, die Menschen steigen aus, Kinder hören auf zu toben, Schüler blicken auf von ihrer Latein-klausur, Handwerker von ihrer Arbeit. (...)